

Erfahrungsbericht über eine autoethnografische Schreibwerkstatt an der Universität Zürich – Ein Dialog zwischen Dozentin und Studentin

Antje Garrels-Nikisch & Claudia Canella

Einleitung

Im Frühjahrssemester 2013 wurde Studierenden an der Universität Zürich am Institut für Populäre Kulturen eine autoethnografische Schreibwerkstatt als Studienmodul angeboten.

Die autoethnografische Methode löste schon heftige Debatten aus (vgl. z. B.: *Journal of Contemporary Ethnography*, 35 [4] 2006), aber weder ist jede davon haltbar begründet, noch ist es so, dass keine wissenschaftlich wertvollen Ergebnisse zu erwarten wären. Es geht um die nötige Selbstrelativierung zum jeweiligen Gegenstand und darum, sich selbst als Forschungsinstrument und Ressource zu nutzen. Das bedeutet, über den gesamten Forschungsprozess hinweg bewusst und selbst verantwortet zu forschen (Holman/Jones/Adams/Ellis 2013).

Der folgende autoethnografische Dialog demonstriert die Methode selbst und schaut zudem aus rollenverschiedenen Sichten – der der Dozentin und der einer Studierenden – selektiv zurück auf intensive und fruchtbare Auseinandersetzungen zur Autoethnografie als Methode.

Im gesamten Forschungsprozess aufmerksam für eigene Verzerrungen zu bleiben und sich gleichzeitig bewusst zu sein, dass Wahrnehmen, Denken und Kommunizieren zwangsläufig durch die eigene Person stattfinden, ist abseits aktueller Themen *immer* relevant. Es scheint verlässliche Forschungsergebnisse wahrscheinlicher zu machen und forschende Personen permanent im Lernen zu halten. Letzteres ist auch ein zentrales Ziel der Hochschuldidaktik (vgl. z. B.: European Universities' Charter on Lifelong learning 2008).

Prolog

Claudia (Dozentin)

Wie lernt man autoethnografisches Schreiben? Und wie vermittelt man es am besten den Studierenden? Um Antworten darauf näher zu kommen, bot ich Studierenden der Universität Zürich am Institut für Populäre Kulturen eine autoethnografische Schreibwerkstatt als Bachelor-Studienmodul an. Die Tabelle 1 zeigt Inhalt und Rahmenbedingungen dieses nur einmal angebotenen Studienmoduls.

Tabelle 1

Übersicht Rahmenbedingungen Studienmodul

Rahmenbedingungen	Ausgestaltung
<p>3 Semesterwochenstunden 23 Teilnehmende 7 ECTS-Punkte</p>	<p>Erwartet wurde:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Regelmäßiger Besuch des Seminars; maximal 3 Absenzen • Aktive Mitarbeit in den Seminarsitzungen • Aktiver Austausch in der Kleingruppe • Die Bearbeitung von Arbeitsaufträgen • Regelmäßige Präsentation des eigenen Standes der Arbeit während des Seminars • Erstellen eines Portfolios
Lernziele	<p>Die Teilnehmer*innen ...</p> <ul style="list-style-type: none"> • können die Autoethnografie als Methode beschreiben, innerhalb der qualitativen Sozialforschung verorten und selbst anwenden. • verfassen im Rahmen einer Seminararbeit eigene kurze autoethnografische Texte und eine performative Umsetzung und reflektieren und diskutieren den eigenen Arbeitsprozess. • können Potenziale und Grenzen der Autoethnografie im alltagskulturellen Forschungsfeld benennen und begründet einschätzen.
Programm	<ul style="list-style-type: none"> • Anlage des Seminars als Werkstatt • Erarbeitung von 2 Texten à 2–4 Seiten zu den Themen „Identität“ und „Gesundheit“ • Peer-Feedback zu jedem Text mit anschließender Überarbeitung • Umformung der Texte nach zwei Workshops mit einer Schriftstellerin, einem Theaterregisseur und einem Dramaturgen • Lektüre und Auseinandersetzung mit autoethnografischen Texten und Performances • Lektüre und Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Texten zur Methode der Autoethnografie
Leistungsnachweis	<p>Portfolio</p> <ul style="list-style-type: none"> • 2 Texte à 2–4 Seiten in jeweils 2 überarbeiteten Versionen und verschiedenen Formen • Rahmendiskussion: Einleitung, Vorgehen, Diskussion
Bewertung	<ul style="list-style-type: none"> • Benotung (vorgegeben durch die Universität) in Kombination mit formativer Bewertung • Schlussnote: Durchschnitt der Summe der Teilnoten zu den einzelnen Kriterien. Inhaltliche Kriterien zählten doppelt, die Kriterien zur Teilnahme einfach und die formalen Kriterien waren Rundungsfaktoren. <p>Kriterien</p> <ul style="list-style-type: none"> • Teilnahme am Seminar: Anwesenheit, Erarbeitung Arbeitsaufträge • Inhalt: Einleitung, Vorgehen, Text (sichtbare Veränderungen, Weiterentwicklungen, Eingehen auf Peer-Feedback), Rahmendiskussion • Formales

Die 23 teilnehmenden Studierenden des Studienmoduls erprobten verschiedene Formen autoethnografischen Arbeitens mit selbst gewählten Inhalten zu den Themen „Identität“ oder „Gesundheit“. Dabei verfassten sie zwei eigene Texte von zwei bis vier Seiten Länge und arbeiteten mit einem davon im Laufe des Seminars auf der Basis fortlaufender Rückmeldungen und Seminarbeiträge weiter; dies waren:

- Peer-Feedback: Die Studierenden lasen, kommentierten und diskutierten ihre Texte in Kleingruppen gegenseitig entlang im Plenum abgesprochener Feedbackkriterien.
- Zwei Workshops mit einer Schriftstellerin, einem Theaterregisseur und einem Dramaturgen
- Lesen und Kennenlernen autoethnografischer Texte und anderer Repräsentationsformen (z. B. Performances) einschließlich Arbeitsaufträgen zur Seminarlektüre
- Reflexion des Forschungsansatzes innerhalb des qualitativen Forschungsparadigmas

Aus diesem Arbeitsprozess resultierten schließlich drei Textversionen: 1) Basistext, 2) Überarbeitung aufgrund des Peer-Feedbacks und 3) Umformung aufgrund der Workshops. Als Dozierende las ich alle Studierendentexte und fasste die wichtigsten Rückmeldungen in einem allgemeinen Feedback während der Sitzungen zusammen. Zum Schluss des Seminars gaben die Studierenden ihre drei Textversionen als ein mit einer Einleitung und einem Schluss gerahmtes Portfolio ab. Darin reflektierten sie den eigenen Arbeitsprozess und verorteten ihr Arbeiten theoretisch in der Kulturanthropologie und Autoethnografie. Zum Portfolio erhielten die Teilnehmenden abschließend ein individuelles Feedback zusammen mit der Benotung.

Die Werkstattform erwies sich als sehr gewinnbringend. Insbesondere das Ausprobieren verschiedener Textsorten jenseits des wissenschaftlichen Schreibens (z. B. Dialoge) sowie die performative Umformung der Texte erleichterte den Studierenden eine Annäherung ans autoethnografische Schreiben. Das überdurchschnittliche Engagement der Teilnehmenden führte zu einer sehr guten Arbeitsatmosphäre, aber auch zu viel umfangreicheren Portfolios als vorgegeben. Das brachte mich vom Feedbackaufwand her an meine Grenzen. Zudem widersprach die universitäre Vorgabe benoteter Leistungsnachweise der Werkstattidee, nach der die Studierenden frei und spielerisch schreiben können sollten. Ich löste dieses Problem über den Kompromiss, Inhalt und Struktur der Texte von der Benotung frei zu halten.

Sinnbildlich für die Veranstaltung war der äußerst anregende Austausch zwischen Antje und mir, der während des Seminars begann und weit darüber hinaus noch immer anhält.

Antje (Studentin)

Als Studierende hatte ich eine strukturell andere Perspektive auf das von Claudia angebotene Modul und konnte nicht wissen, was auf mich zukam. Ich wählte es wegen eines damals aktuellen Entscheidungsproblems und der Vermutung, über das Modul mehr Klar-

heit darüber gewinnen zu können. Meine initiale Lage zur Zeit der Modulwahl ist im ersten der nachfolgenden Briefwechsel näher thematisiert.

Die Leistungen dieser Schreibwerkstatt für meinen Studienverlauf und mein weiteres Denken über wissenschaftskulturelle Problemzonen zwischen Natur- und Geisteswissenschaft zeigen sich etwa auch darin, dass ich später einen autoethnografischen Blog („Johannas disziplinlose Wissenschaft“; <https://disziplinlosewissenschaft.space/>) anlegte.

Als Mitglied einer autoethnografischen Mailingliste erfuhr ich vom Aufruf zu Beiträgen für diese Schwerpunktausgabe und regte meine Dozentin an, gemeinsam den folgenden Erfahrungsbericht einzureichen. Wir finden beide, die Methode verdient mehr Aufmerksamkeit, um deren Potenzial weiter auszuloten.

Deshalb demonstrieren wir hier die Methode an meinem Fall. Konkret schauen wir im folgenden autoethnografischen Briefdialog aus unseren rollenverschiedenen Sichten zurück auf intensive und fruchtbare Auseinandersetzungen während und nach dem Studienmodul.

Die Form eines Briefwechsels ist fiktiv und erlaubt, unsere tatsächlich sehr verteilte Diskussion realistisch komprimieren und fokussieren zu können.

Briefwechsel 1: Eine entscheidende Situation

Elsau, April 2019.

Liebe Claudia,

im Frühjahrssemester 2013 belegte ich, noch frisch im Studium „Populäre Kulturen“, Dein Seminar: „Autoethnografische Werkstatt zu Identität und Gesundheit“. Mich lockte daran, dass es um irgendwie *anderes* als übliches wissenschaftliches Schreiben zu gehen schien:

„Die Autoethnografie ist in ihrer Art gleichzeitig autobiografisch und ethnografisch und fungiert als Scharnier zwischen dem Selbst und den eigenen Erfahrungen und kulturellen Phänomenen und kollektiven Erfahrungen. Als Methode beschreibt sie die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst.“ (Ausschnitt aus dem Ankündigungstext der Lehrveranstaltung)

Ich hatte damals aktuellen Bedarf, aufmerksam zwischen dem gewählten Fach und mir hin und her zu sehen und dabei scharf nachzudenken, und mir schien eine so beschriebene Methode dem dahintersteckenden Entscheidungsproblem entgegenzukommen.

Wie Du heute weißt, interessiert mich die flexible Dynamik unserer Spezies. Ich studiere nicht der Wissenschaft halber oder wegen eines bestimmten Berufsziels, sondern weil mich Fragen drängen – aktuell etwa diese: Wie funktionieren wir, dass unser Planet die heute erkennbaren Auswirkungen zeigt? Wie wahrscheinlich ist es aus wissenschaftlicher

Sicht, dass unsere Spezies erdsystemkompatibel wird? In dem Zug absolvierte ich fachlich breit verteilte akademische Weiterbildungen, die mich je weiterbrachten.

Nun war mir erstmals schleierhaft, ob Studieren des neuen Fachs zu *dessen* und *meinem* Ziel führen könnte. Konnte (eine wie) *ich* überhaupt Kulturanthropologin werden *und* ich nötigen Antworten durch eine neue fachliche Perspektive näherkommen? Mit „(eine wie) *ich*“ ist gemeint, dass ich mich erkenntnistheoretisch evolutionär orientiere, das Fach aber historisch eine philosophisch-anthropologische Orientierung prägt. Zu diesem Zeitpunkt war mir das nicht so klar, ich empfand nur diffus: „Hier passt etwas nicht“ und fragte mich, ob „es“ nur *mir* nicht passt oder ob Allgemeineres dahintersteckt.

Frage an die Dozentin

Ich würde auch zu gern hören, wie Du, liebe Claudia, zur Autoethnografie und dazu kamst, hier diese Schreibwerkstatt anzubieten.

Bruchstellen

Zürich, April 2019.

Liebe Antje,

ich hatte seit Ende des Grundstudiums der Kulturwissenschaften eine Forschungsstelle in der Naturwissenschaftsdidaktik. Mit der Zeit tat sich immer deutlicher eine Bruchstelle zwischen meinem Studium und meiner Arbeit auf. Ich beobachtete, wie sich vor allem im akademischen Feld der deutschsprachigen Kulturwissenschaften leidenschaftlich von den Naturwissenschaften abgegrenzt wird. Dieser Ausgrenzungsdiskurs war mit einem ebenso innigen Eingrenzungshabitus verbunden, was mich so sehr irritierte wie faszinierte. Dort wollte ich genauer hinschauen, als ich mir eine Dissertation vornahm.

Eine weitere Bruchstelle war für mich die scheinbar strikte Trennung zwischen der *eigenen Erfahrung* und der *Erfahrung der anderen* in den qualitativ forschenden Geistes- und Sozialwissenschaften. Letzteres nahm ich als Interessengegenstand der ethnografischen Forschung wahr, und gleichzeitig wurde mir im Studium gelehrt, dass Ersteres keinen Eingang in die Forschungsergebnisse finden sollte. Wie war es dazu gekommen? Auch da wollte ich genauer hinschauen.

So formte sich das Bedürfnis, diesen Bruchstellen zwischen den Disziplinen und Wissenschaftskulturen im Rahmen einer Dissertation nachzugehen. Dafür schien mir die Autoethnografie die folgerichtige Herangehensweise. Zur Lehrveranstaltung führte dann eher Formales: Während des Doktoratsstudiums soll eigenständig gelehrt werden, und mich lockte die Auseinandersetzung mit Studierenden zur autoethnografischen Methode, während wir sie gleichzeitig in einer Schreibwerkstatt ausprobieren.

Frage an die Studentin

Hast Du ein paar Antworten auf Deine Fragen im Verlaufe der Lehrveranstaltung gefunden?

Briefwechsel 2: Verstehen

Elsau, April 2019.

Liebe Claudia,

ich komme Antworten näher, und der Zugewinn hält an. Zunächst aber saß ich, nach ersten ambivalenten Erfahrungen mit „Deinem“ Fach im Seminar, bereit, dieses denkspielrisch als soziales Gegenüber anzusehen, mit dem ich noch nicht aufgegeben hatte, über wichtige Sichtweisen einig werden zu können. Auf die Idee brachte mich wohl ein Diskursbeitrag zur sogenannten analytischen Autoethnografie:

„But self-understanding does not need to be Freudian, or Rogerian, or new-age mystical. The kind of self-understanding I am talking about lies at the intersection of biography and society: self-knowledge that comes from understanding our personal lives, identities, and feelings as deeply connected to and in large part constituted by – and in turn helping to constitute – the sociocultural contexts in which we live.“ (Anderson 2006: 390)

Später schrieb ich in meiner autoethnografischen Bachelorarbeit:

„In meinem zweiten Semester nehme ich mir Abstand und Zeit, um genauer hinzusehen. Ich studiere nur das Vertiefungsmodul Autoethnografische Werkstatt und lerne die Methode kennen, mit der mir dies Studium zukünftig wirklich Freude macht. Am Ende des Ausflugs werde ich schreiben: Hier traf mein Verstehen-Wollen sein Instrument.“ (Garrels-Nikisch 2015)

Du weißt, wie wichtig mir *realistisch* zu verstehen ist. Verstehensziele gehe ich disziplinfrei an und nutze Fachperspektiven, Theorien und mein forschendes Ich instrumentell. Meine wichtigste Orientierung ist, jeweils etwas verstehen zu wollen, Fachgrenzen sind dem nachrangig.

Das Phänomen Kultur verstehen

Das Fach, empfand ich, erhob implizit eifersüchtig Anspruch auf Verstehen als Methode, als verstünden andere zwar auch, aber eben nicht „wissenschaftlich richtig“. Erst später

lernte ich in meinem zweiten Hauptfach Religionswissenschaft, dass „Verstehen“ eine aus theologischen Wurzeln stammende wissenschaftliche Methode ist. Über die deutsche geisteswissenschaftliche Tradition der Hermeneutik – die „Kunstlehre vom Verstehen“ – sollten zuerst vor allem autoritative Texte verstanden werden, später wurden auch Alltagsäußerungen und nicht sprachliche kulturelle Ausdrücke *gelesen* (vgl. Joas/Knöbl 2004: 291–293, kursiv von mir).

Aus meiner Sicht ist Verstehen von Mensch zu Mensch Ursache und laufende Voraussetzung, um *jegliche* Wissenschaft betreiben zu können.

Identität schien „das Fach“ als etwas *zu Verteidigendes* zu interessieren, während mir die Idee fremd war, jemand sei identisch mit einer (Fach-)Kultur. Aus sozialkonstruktivistischer Sicht entsteht Identität in einem dialektischen Sozialisationsprozess (vgl. Loenhoff 2011: 15f.), während für mich die Identität eines Menschen von Anfang an mit dessen Organismus zusammenfällt, der laufend weiter Umwelteinflüsse integriert.

Genau in dieses Wespennest führte Dein Seminar: Mich interessiert Kultur als zeitstabiles soziales Phänomen, das wegen der Stabilität *und* Flexibilität, die es realen Kulturen bietet, „überlebt“ – das Fach interessieren je spezifische Kulturen.

In Deinem Seminar ließ ich mich auf das Gedankenexperiment ein, das Fach sei ein soziales Gegenüber, mit dem eine lebendige Beziehung zu führen ich mich entscheiden könnte.

Frage an die Dozentin

Ich frage mich, ob Du mit Haltungen und Fragen wie meinen gerechnet hattest. Ich jedenfalls nahm Dich nur als Fachrepräsentantin wahr, bis Du diese Vektorgrafik über methodologische Ansätze und die Tabelle mit Gütekriterien qualitativer und quantitativer Sozialforschung an die Wand beamtest. Plötzlich empfand ich, Du *arbeitetest* anders als „das Fach“. Erinnerst Du Dich?

Sich dort aufhalten, wo das Verstehen passiert

Zürich, April 2019.

Liebe Antje,

ich hatte nicht gedacht, dass wir im Seminar die „Kulturwissenschaft“ als solche verhandeln würden. Ich war mir aber sicher, dass wir über methodologische Ausgangsbedingungen sprechen müssten, auch weil ich als Lernziel die Einschätzung der Autoethnografie als Methode innerhalb der qualitativen Sozialforschung formuliert hatte.

„Ich halte mich für eine Wissenschaftlerin mit kritisch-realistischer Haltung und glaube, dies mit dem autoethnografisch wissenschaftlichen Arbeiten verbinden zu können“, meldest Du Dich so oder ähnlich, nachdem ich euch Studierenden eine Visualisierung der

methodologischen Verortung der Autoethnografie gezeigt hatte. Auf der gezeigten Grafik lag die „Autoethnografie“ auf der subjektzentrierten Seite innerhalb des interpretativen Paradigmas der Postmoderne und damit weit entfernt vom „kritischer Realismus“, der gegenüber auf der objektzentrierten Seite innerhalb des kritischen Paradigmas der Moderne lag (vgl. z. B.: Denzin/Lincoln 2011). Das wird interessant, dachte ich: Wie würdest Du Deinen kritisch-realistischen Anspruch an die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion mit autoethnografischer Arbeit erfüllen?

„Ich bin eine Wanderin zwischen den Disziplinen.“ Diese Aussage von Dir löste bei mir viel aus. Bis dahin hatte ich kaum hinterfragt angenommen, nach der Entscheidung für ein Studium und der fachspezifischen Sozialisation auch einer akademischen Disziplin angehören zu müssen. In meiner Erinnerung drehten sich dann viele unserer späteren Gespräche um die Frage, was es bedeutet, eine andere, eine interdisziplinäre wissenschaftliche Haltung einzunehmen. Worauf gründet sie sich und welche methodische Herangehensweise ist für uns passend?

Am Anfang stehen für mich die Neugierde und das Verstehenwollen eines Phänomens in möglichst vielen Facetten. Dabei scheinen mir disziplinäre Grenzen oft eher hinderlich. Den Akt des Verstehens sehe ich phänomenologisch (Merleau-Ponty 1945) und folglich zwingend individuell prozessiert. Deshalb ist für mich eine autoethnografische Herangehensweise die naheliegende Konsequenz, weil sie dort genau hinschaut, wo das Verstehen passiert, beim Individuum, in mir.

Frage an die Studentin

„Individuum“ und „Wissenschaftlichkeit“ werden ja eher selten in einem Atemzug genannt. Wie kam das eigentlich bei Dir als Studentin an?

Briefwechsel 3: Subjektivität, Objektivität und Reproduzierbarkeit

Elsau, April 2019.

Liebe Claudia,

es irritierte mich. Für mich war und ist „wissenschaftlich“ ein Modus, in dem Individuen immer dann wahrnehmen und urteilen, wenn sie entsprechende Wahrheitskriterien anlegen (ein anderer wäre etwa „religiös“), nicht nur in der Autoethnografie.

Darum drehte sich Dein Seminar, das Du erkenntnistheoretisch und methodologisch satteftest moderiertest. Ich erinnere intensive Diskussionen um die „Wissenschaftlichkeit der Methode“ im Seminar und in der Fachdiskussion, aus der Du Beispiele hattest lesen lassen (*Journal of Contemporary Ethnography*, 35 [4], 2006). Bemerkenswerterweise ging es Studierenden wie Fachleuten dabei oft um etwas fachlich Irrelevantes: Objektivität. Subjekt-

zentriert qualitativ Forschende dürften aus wissenschaftstheoretischen Gründen keine Objektivität anstreben.

Fragtest Du nach Kriterien von Wissenschaftlichkeit, antworteten Studierende etwa: „kein Ich in einer Arbeit, außer in der Einleitung und im persönlichen Schlusswort“, „keine Statistik“ oder „zu wenige kulturwissenschaftliche Quellen“. Für mich verwiesen derartige Antworten auf ein gewachsenes Verständnis – gelernt aus dem, was bisher als korrekturbedürftig angestrichen wurde.

Im Seminar und der Literatur wurde um (Nicht-)Wissenschaftlichkeit von Autoethnografie hartnäckig mit Objektivität argumentiert. Etwa kritisiert Bönisch-Brednich bei der Autoethnografie das „Wegfallen der letzten Bastion von ‚Objektivität‘“ (2012: 51). *Nicht* mit Objektivitätsanspruch zu forschen scheint ein wissenschaftliches No-Go zu sein.

Zugespitzt lauteten viele Aussagen: Autoethnografie taugt nichts, die Methode ist einfach nicht objektiv. Ich dachte und denke: Pardon? Für Erkenntnisse, die Forschende aus qualitativen Interviews ziehen, gilt das Gleiche: Sie sind und bleiben subjektiv.

Mich wunderte, dass in einem kulturanthropologischen Methodenhandbuch erklärt wird, Methoden trügen unersetzlich dazu bei, einen Kernanspruch von Wissenschaft zu erfüllen: transparente Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit ihrer *Erkenntnisse* (vgl. Böhler/Reinhart 2014: 539, kursiv von mir). An dieser Aussage lässt sich zeigen, wie sich autoethnografische Freiheit diszipliniert nutzen lässt, um paradigmengreifend „laut“ denkend zu lernen:

Demonstration Start

Als ich dieses Zitat las, fragte ich mich: Steht hier irrtümlich *Erkenntnisse* statt *Ergebnisse*? Hier fehlt doch ein entscheidender Schritt? Für mich erzielt Forschen Ergebnisse, woraus durchaus diverse Erkenntnisse gewonnen werden können. Im bekannten Milgram-Experiment etwa wurde das Ergebnis – die hohe Wahrscheinlichkeit, mit der Menschen bereit waren, Abhängigen Gewalt anzutun, wenn es verlangt war und scheinbar Sinn ergab – öfter reproduziert. Welche Erkenntnis jemand daraus zieht, kann sehr variieren und je zu neuen Theorien führen.

Qualitative Forschung kann dem Anspruch *transparenter Nachvollziehbarkeit* gerecht werden, dem der *Reproduzierbarkeit* nicht. Stabil reproduzierbare Forschungsergebnisse drängen, sich wissenschaftlich zu einigen, welche Interpretation die bestmögliche Erklärung für ein Phänomen bietet: Wenn überhaupt, dann entstünde Objektivität hier.

Demonstration Ende

Da in anderen Seminaren erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Produktionsbedingungen nie thematisiert wurden, empfand ich Dich als untypische Repräsentantin des Fachs. *Du* begründetest nicht die Methode „Verstehen“ mit den Grenzen des Fachs, son-

dern die spezifisch begründeten (Verstehens-)Grenzen des Fachs – so konnte ich *auf meine wissenschaftlichen Ziele hin* mögliche Zugewinne der kulturanthropologischen Perspektive antizipieren.

Frage an die Dozentin

Ich glaube, hinsichtlich Subjektivität und Objektivität sind wir bis heute nicht einig, oder?

Jenseits von Objektivität und Subjektivität

Zürich, April 2019.

Liebe Antje,

lasse ich mich auf die Unterscheidung zwischen Subjektivität und Objektivität ein, so bin ich mit Deinen Ausführungen einverstanden.

Aus ontologischer Sicht scheinen mir „Subjektivität“ und „Objektivität“ aber keine sinnvollen Begriffe oder Kriterien, um über Wissenschaftlichkeit zu befinden. In der Psychologie und der Medizin beispielsweise wird intensiv um die Reproduzierbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse und klinischer Studien debattiert (vgl. z. B.: Open Science Collaboration 2015). Meines Erachtens zeigt sich darin beispielhaft, dass der Begriff „Objektivität“ Wissenschaftlichkeit weder im qualitativen noch im quantitativen Paradigma zutreffend beschreibt.

Wenn nicht objektiv und subjektiv – was denn sonst? Da lande ich immer wieder beim phänomenologischen Prozess des Verstehens beim Individuum (Merleau-Ponty 1945) und bei einem postmodernen Verständnis über den Austausch dazu zwischen den Forschenden oder besser denjenigen, die es interessiert (Barad 2007; Braidotti 2013).

Frage an die Studentin

Wie geht es Dir heute mit dem wissenschaftlich schwierigen Stand von Autoethnografie?

Diskussion – Briefwechsel 4: Autoethnografie und Schreibprozess

Elsau, April 2019.

Liebe Claudia,

an der Diskussion um Autoethnografie ermüdet mich die theoretisch oft ungeankerte Pauschalkritik. Ich ignoriere diese oft, weil ich sonst in die Rolle gerate, die Methode *verteidigen* zu müssen, was mir ohne jeweiligen Anwendungsfall absurd scheint.

In meinem Fall gab es Schwierigkeiten, ins Fach zu kommen, und ich hatte kurz vor dem Abbruch gestanden. Nun lernte ich, autoethnografisch die konkreten Probleme zwischen mir und fachlichen Ausdrücken zu formulieren und zu verstehen, wie sie systematisch entstehen. Es zeigte sich, dass es nicht Probleme zwischen „dem Fach“ oder gar einzelnen Lehrenden und *mir* waren, sondern wissenschaftskulturelle Missverständnisse.

Autoethnografie verhalf mir zur nötigen Distanz: *zu mir wie zum Fach*. Fortan tat ich, als bereiste ich mit dem neuen Fach eine mir unbekannte Kultur und nutzte dort bewährte Instrumente: die Perspektive einer teilnehmenden Beobachterin und ein immer griffbares Feldtagebuch. Meine Bachelorarbeit „Eine Studienreise durch Populäre Kulturen“ schrieb ich später auf der Basis meiner Feldnotizen (Garrels-Nikisch 2015).

Autoethnografisch schreibend zu denken hilft mir seitdem auch bei „klassischen“ Arbeiten, eigene Haltungen und Standpunkte aufmerksam von denen anderer – Beforschter, Zitierter, Theorien – zu unterscheiden. Ein Beispiel dafür ist die Arbeit *Wie prima sind Primaten* (Garrels-Nikisch 2016), die ich gebeten wurde zu veröffentlichen und die ich in dieser Klarheit ohne autoethnografische Vorbereitung nicht geschrieben hätte. Autoethnografisch arbeitend versuche ich laufend, bewusst unter Kontrolle zu bekommen, wovon ich unbewusst ausgehe – das ist nicht der Methode inhärent, sondern diese erlaubt, so zu arbeiten.

Solche Erfahrungen ermöglichen meines Erachtens, an das Konzept „Prozessorientiertes Schreiben“ bzw. „Prozessorientierte Schreibdidaktik“ anzuknüpfen, das sich seit den 1990er-Jahren im deutschsprachigen akademischen Raum etablierte. Unter prozessorientierter Sichtweise wird Schreiben unter anderem als Problemlösen verstanden, und entsprechend sollen Lernende unterstützt werden, dem Schreibprozess inhärente Probleme bewusst wahr- und anzunehmen und produktiv zu verarbeiten (vgl. Kruse/Ruhmann 2006: 13–15).

Sicher bezweckt wohl Schreibdidaktik, dass Studierende lernen, Arbeiten nach fachlichen Bedingungen so zu schreiben, dass später entsprechende Expertise gesellschaftlich dahin gelangt, wo sie gebraucht wird. Ich weiß nicht, ob auch disziplinübergreifendes Selberdenken explizites Ziel von Schreibdidaktik ist. Falls ja, lässt sich dies meiner Erfahrung nach via Autoethnografie forcieren.

Der Schreibprozess ist der Weg, Inhalte zu verhandeln

Zürich, Ende April 2019.

Liebe Antje,

bei unserem letzten Treffen sagtest Du: „Der Schreibprozess ist der Weg, Inhalte zu verhandeln.“ Das scheint mir neben dem Erwerb der von Dir formulierten methodischen Fer-

tigkeit als wissenschaftliche Fachexpertin ein wichtiger inhaltlicher Kern der Schreibkompetenz zu sein. Beim Schreiben spiegle ich meinen eigenen Verstehensprozess und mache ihn für ein Gegenüber zugänglich, welches es dann am eigenen Verstehen spiegelt (Kruse/Ruhmann 2006; Merleau-Ponty 1945). Es geht mir dabei genau um das von Dir im früheren Brief beschriebene Verstehen von Mensch zu Mensch. Ich wüsste nicht, wie wir anders wissenschaftlich arbeiten und uns darüber austauschen könnten. Gerade auch deshalb erachte ich das autoethnografische Arbeiten als wichtig. Egal in welchem Paradigma man unterwegs ist, niemand kommt beim Lernen darum herum, an eigenes bisheriges Wissen und an bisherige Erfahrungen anzuknüpfen. Das zeigt sich schön in Deinem Beispiel „lauten“ Denkens über Ergebnis und Erkenntnis.

In diesem Zusammenhang hat sich eine andere Deiner Aussagen bei mir eingebrannt: „Bewusstsein ist eine teure Ressource.“ Deine Aussage fiel damals in einem anderen Zusammenhang. Aber die Sache selbst scheint mir wichtig, wenn wir als Lehrende versuchen, uns selbst und unsere Studierenden zwischen Informationsflut, Social Media, Decision Fatigue und Leistungsdruck für wissenschaftliches Nachdenken zu erreichen.

Natürlich vermag das autoethnografische Schreiben diese Probleme nicht zu lösen, aber es bietet immerhin die Möglichkeit, die teure Ressource Bewusstsein dort einzusetzen, wo es Forschenden persönlich hochrelevant scheint.

Literatur

- Anderson, Leon (2006): Analytic Autoethnography. In: *Journal of Contemporary Ethnography*. 35 (4). 373–395. Online im WWW. URL: <http://jce.sagepub.com/content/35/4/419> (Zugriff: 11.07.2019).
- Barad, Karen (2007): *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham/NC: Duke University Press.
- Böhler, Fritz/Reinhart, Martin (2014): Wissenschaft und Wertewandel. In: Bischoff, Christine (Hrsg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: UTB. 539–556.
- Bönisch-Brednich, Brigitte (2012): Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde*. 108 (1). 47–63.
- Braidotti, Rosie (2013): *The Posthuman*. Cambridge: Polity.
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Hrsg.) (2011): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 4. Aufl. Thousand Oaks/CA: Sage.
- Garrels-Nikisch, Antje (2015): *Eine Studienreise durch Populäre Kulturen*. Studienarbeit zum Bachelor-Abschluss. Universität Zürich, Zürich, Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, unveröffentlicht.

- Garrels-Nikisch, Antje (2016): Wie prima sind Primaten? Gedanken über wissenschaftliche Ansprüche an Kinderlexika. In: Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich (Hrsg.): *kids&media – Zeitschrift für Kinder- und Jugendmedienforschung*. 6 (1). 27–49. Online im WWW. URL: <http://www.kids-media.uzh.ch/de/1-2016.html> (Zugriff: 11.07.2019).
- Holman Jones, Stacy/Adams, Tony E./Ellis, Carolyn (Hrsg.) (2013): *Handbook of Autoethnography*. Walnut Creek, California: Left Coast Press.
- Joas, Hans/Knöbl, Wolfgang (2004): *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. 4. Aufl. 2013. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Journal of Contemporary Ethnography (2006): *Defective Memory and Analytical Autoethnography*. 35 (4).
- Kruse, Otto/Ruhmann, Gabriele (2006): Prozessorientierte Schreibdidaktik: Eine Einführung. In: Kruse, Otto/Berger, Katja/Ulmi, Marianne (Hrsg.): *Prozessorientierte Schreibdidaktik. Schreibtraining für Schule, Studium und Beruf*. 1. Aufl. Bern: Haupt. 13–35.
- Loenhoff, Jens (2011): Die Objektivität des Sozialen. Jens Loenhoff über Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. In: Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften. 143–159.
- Merleau-Ponty, Maurice (1945): *Phénoménologie de la Perception*. 16e éd. Bibliothèque des idées. Paris: Gallimard.
- Open Science Collaboration (2015): Estimating the Reproducibility of Psychological Science. In: *Science*. 349(6251). aac4716. Online im WWW. URL: <https://science.sciencemag.org/content/349/6251/aac4716> (Zugriff: 11.07.2019).

Weblinks

- European Universities' Charter on Lifelong Learning, Oktober 2008: <https://eua.eu/resources/publications/646:european-universities%E2%80%99-charter-on-lifelong-learning.html> (Zugriff: 11.07.2019).
- Blog „Johannas disziplinlose Wissenschaft“: <https://disziplinlosewissenschaft.space/> (Zugriff: 11.07.2019).

Autorinnen

Antje Garrels-Nikisch, Dipl. psych., Organisationsentwicklerin, Studierende Populäre Kulturen und Religionswissenschaft.

Claudia Canella, lic. phil., freischaffende Kulturanthropologin.